

SWR2 Leben

Allein oder gemeinsam? Was wir teilen und wozu

Von Matthias Baxmann

Sendung: 16.12.20, 15.05 Uhr

Redaktion: Rudolf Linßen

Regie: Matthias Baxmann

Produktion: SWR 2020

SWR2 Leben können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:
<https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/SWR2-Tandem-Podcast,swr2-tandem-podcast-100.xml>

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

Autor:

Mein Haus liegt am Ende eines kleinen Dorfes. Es ist ein sehr einfaches Haus. Aus Holz gebaut, mit nur einem Raum und einer Schlafnische im Giebel. Ich lebe allein in diesem Haus, ohne einen Partner oder die Bezoogenheit auf einen solchen, wenn er auch in der Ferne wäre.

Das Dorf liegt abseits der Landstraßen. Hierher verirrt sich niemand, der kein Dorfbewohner ist. Und davon gibt es nicht sehr viele. Um neun gehen hier die Lichter aus, das fahle Leuchten vereinzelter Dorflaternen, im Winter, wenn die Rollläden der Häuser bereits ab vier heruntergelassen sind. Was tut man in dieser noch fast achtstündigen Finsternis bis zum zu Bett Gehen? Tag ein, Tag aus über die Herbst- und Wintermonate? Lesen, Schreiben, Alkohol? Sich berieseln lassen? Sich mit dem Surfen in sozialen Netzwerken von der Einsamkeit ablenken, nur um virtuell irgendwo dazuzugehören? Virtualität als Prothese für Nähe. Zeit totschiagen.

Trete ich spät abends vor die Tür, gibt es nichts als Schwärze um mich, nirgendwo den Schimmer von Licht jenseits meines Fensters. Bin ich allein auf dieser Welt aus drückender Dunkelheit und Stille? Vielleicht sollte auch ich mein Licht löschen und nicht nur das der Schreibtischlampe? Die Gleichförmigkeit der strukturlosen Tage mit Arbeiten, deren Erfolg ungewiss, ist wie ein Leben ins Nichts hinein. Geradewegs hinein in diese Schwärze.

Ich bin aus der Großstadt hierhergezogen, nachdem Familie und Wohnung aufgelöst waren. Bezahlbarer Wohnraum war nicht zu finden. Ich kokettierte mit dem freien Leben als einsamer Landmann und Autor, erleichtert, die jahrelangen Konflikte in Partnerschaft hinter mir gelassen zu haben, dem überdrüssigen Stadtleben entronnen zu sein. Ich freute mich auf diese neue Lebensphase in und mit der Natur, ohne feste Zeitstrukturierung, nie mehr Beziehungsstress. Allein und in völliger Autonomie. Doch wie lebt es sich in diesem Traumbild von Unabhängigkeit, wenn sich die Euphorie über die Freiheit erschöpft hat?

Auch nach zwei Jahren sind mir die Dorfbewohner fremd und ich Ihnen. Um nicht immer nur abseits zu stehen, nehme ich gelegentlich an den Trinkgelagen der Männer am Feuer teil. Die nächtlichen Verbrüderungen sind aber am nächsten Tag vergessen. Ich bleibe ein Außenseiter, ein Zugezogener. Eine Kneipe gibt schon lange nicht mehr. Zum nächsten Geschäft braucht es zwanzig Minuten mit dem Auto, zwei Stunden in meine alte Stadt. Es kommt vor, dass ich feststelle, sei drei Tagen mit niemandem gesprochen zu haben, auch nicht am Telefon. Kein guter Zustand, denke ich. Ich bemühe mich, in dieser Gegend Fuß zu fassen, besuche gelegentlich Bekannte in nahegelegenen Dörfern. Doch wie oft fährt man 20, 30 Kilometer in der Gegend herum, nur um nicht allein zu sein.

Ich freue mich auf den Donnerstag. Jeden Donnerstagabend fahre ich eine viertel Stunde zur nächsten Autobahnraststätte, um mich mit Zigaretten einzudecken. Hier ist vor allem Licht, eine freundliche Kassiererin, die mich mittlerweile kennt und mit der ich ein paar Worte übers Wetter wechseln kann, über die neueste Schlagzeile der Bildzeitung oder dass schon wieder jemand den Toilettenschlüssel einfach mitgenommen hat. Ich lasse mir Zeit bei meiner Bockwurst und dem Blättern in

Zeitschriften. Für eine halbe Stunde gehöre ich dazu, zu den Durchreisenden, zum Treiben der Menschen. Anschluss an die Welt. Für mich ist das vielleicht wie für andere der Besuch einer kleinen Party.

Auch mit Kultur versuche ich es in diesem dünn besiedelten Landstrich. Ich gehe ins nächste Kleinstadtkino, in irgendeinen Film, einen, der in solchen Kinos eben läuft. Im Saal fünf, sechs weitere Gestalten. Die Komödie ist zu Ende, ich verlasse das Kino in die Dunkelheit. Niemand da, mit dem ich meine Gedanken über diesen Blockbuster teilen könnte. Selbst ein Schwärmen über diesen Streifen würde ich gern über mich ergehen lassen, Hauptsache irgendein Gespräch mit jemandem. Aber da ist niemand. Ich überlege, ob es zu solch einem kulturellen Ereignis nicht dazu gehört, den Abend mit einem Bier abzurunden. Vor mir lägen nur ein paar menscheleere Straßen, um in die einzige Kneipe dieses Ortes zu gelangen, dort neben den einheimischen Zeitgenossen an einem stillen Tisch meine Bestellung aufzugeben und dann mein Glas auf dem Bierdeckel hin und her zu drehen. Doch ich will es nicht noch schlimmer machen, fahre zu meinem Haus und gehe sofort ins Bett, um nicht wieder auf dumme Gedanken zu kommen.

Ich beginne, anderen die Schuld für meine Einsamkeit zu geben, warum melden sich Kollegen oder Freunde selten bis gar nicht. Auch die Anrufe meiner erwachsenen Kinder bleiben sporadisch. Ich fange an, mich in einer Art Verbitterung einzurichten: Dann eben nicht, sollen sie allesamt bleiben, wo der Pfeffer wächst! Doch manchmal melden sich tatsächlich Besucher an. Sie schwärmen über das Landleben. Anfangs hatte ich Besuche viel öfter erwartet, eigentlich immerzu. Doch jetzt empfinde ich sie fast als Störung. Das Reden über Dinge, zu denen mir jeder Bezug fehlt. Und dann werden sie mich wieder verlassen, in ihre Stadt fahren, zu ihren vielen Freunden, in ihre Büros, zu ihren Partnern, in großer Runde in Cafes sitzen und lachen. Mich jedoch lassen sie hier zurück. So, wie sie mich erleben, werden sie wohl auch nicht wiederkommen. Ähnlich ergeht es mir, wenn ich alle zwei bis drei Wochen in meiner einstigen Heimatstadt zu tun habe. Ich lebe darauf hin, auf diese Termine, ein paar Gespräche, diese Höhepunkte in meinem Leben. Doch ich weiß, dass ich nach zwei, drei Tagen wieder zurück muss. Deshalb habe ich Angst, überhaupt loszufahren.

Ich bin gern allein, aber nicht gerne einsam.

So kann es nicht weiter gehen. Die Balance zwischen Autonomie, Geborgenheit und Sinnstiftung, den drei Säulen des Daseins, wie ich es verstehe, hat bei mir erhebliche Schlagseite bekommen. Ich drohe zu kentern. An Autonomie habe ich mehr als mir lieb ist. Meine Arbeit dümpelt lustlos dahin, Sinnerfüllung kann ich darin kaum finden. Vor allem, weil mir der Boden unter den Füßen fehlt, ich bin nirgendwo geborgen oder aufgehoben. Geborgen vor allem bei einer Partnerin oder auch unter Freunden. Teilen von Leben, Tanken von Lebensenergie, Inspiration durch Kommunikation. Ich fühle mehr und mehr, dass nur diese Sicherheit das Fundament ist, auf dem alles andere Halt finden kann. Mit Freiheit allein kann ich nichts anfangen.

Ich erinnere mich an Freunde, die auch allein leben oder diese Phase wenigstens kennen. Sie leben in der Stadt, die ich verlassen habe. Ich will an diese Freundschaften anknüpfen. Ein Vorwand oder eine Gelegenheit mich mit ihnen zu

treffen, ist ein Gespräch über ihre Erfahrungen, mit Einsamkeitsgefühlen. Gleichzeitig möchte ich mich ihnen wieder zuwenden, Freundschaft pflegen, wie es heißt, von mir aus auf sie zugehen, weil sie es aufgegeben haben.

O-Ton Susanne:

Ich weiß noch, dass am Anfang, als ich entschieden habe, dass ich wirklich allein in der Wohnung wohne, dass das schon so etwas haben kann, wo einem die Decke auf den Kopf fällt. Wo man das Gefühl hat, es ruft keiner an, und wenn ich hier nichts machen, dann gehöre ich nicht dazu.

Autor:

Seit 15 Jahren wohnt Susanne allein in ihrer hellen Wohnung. Sie ist Mitte vierzig und arbeitet als selbständige Stadtplanerin.

O-Ton Susanne:

Also, am Anfang ist es schon so ein bisschen beängstigend, dass man in eine leere Wohnung kommt und dass da nicht automatisch jemand ist, der einem eine Leere ausfüllt.

O-Ton Matthias:

Ich bin ganz bewusst allein gezogen, weil ich wusste, dass ich diese Variante noch nicht ausprobiert hatte. Ich hatte konkret auch Sorge oder auch ein bisschen Angst davor. Und das war ein Grund, wo ich wusste, Ok, dann musst du es machen.

Autor:

Davor hatte Matthias in verschiedenen Wohngemeinschaften gelebt, aber auch in einer Partnerschaft. Er arbeitet als Journalist und Studienreiseleiter.

O-Ton Matthias:

Ich habe dann schon gemerkt natürlich auch, dass ich mehr von mir selber wahrgenommen habe, weil ich natürlich dann, wenn ich nach Hause kam, niemand hatte, mit dem ich reden konnte und ich dann gemerkt habe, ja, mein Innenleben ist stärker wahrnehmbar gewesen. Das war mir aber vorher nicht bewusst, aber ich nehme an, dass ich davor Schiss hatte.

O-Ton Dagmar:

Ich habe auch öfter darüber nachgedacht, habe ich heute eigentlich schon nein Wort gesagt.

Ich habe so eine Sinnlosigkeit gespürt und so eine Belanglosigkeit und dann eine totale Lustlosigkeit, wo ich keine Lust mehr hatte, alleine was zu unternehmen. Also, quasi alles, was ich alleine getan habe, so fade und sinnlos wurde, dass ich es gar nicht mehr machen wollte. Mich alleine gefühlt habe und dass ich was teilen wollte, dass ich wo dazu gehören wollte.

Autor:

Dagmar ist Anwältin und lebt allein in einer zur Wohnung umgebauten, kleinen Fabriketage.

Sie kennt das Alleinsein aus früheren Lebensphasen.

O-Ton Dagmar:

Also, ich fühlte mich so unbeheimatet. Ich kenne auch das Gefühl, dass ich von außen in die Fenster reingucke, die schön beleuchtet sind und dann quasi neidisch bin, dass die da so ein schönes geborgenes Leben haben.

Autor:

Den Dreien ist mit mir gemeinsam, dass wir eigentlich kein Problem damit haben, auch allein unsere Zeit zu verbringen. Im Gegenteil, das Mit-sich-sein, während selbständiger Arbeit oder die Beschäftigung in freier Zeit nur für sich, diese Phasen brauchen wir. Auch wenn meine Freunde in ihren Mittvierzigern zehn Jahre jünger sind als ich, haben auch sie nicht mehr die Angst, etwas zu verpassen, wenn sie nicht jedes sich bietende Event besuchen. Sie müssen sich nicht den beständig sich bietenden Reizen des digitalen Raumes aussetzen, für das Gefühl, wahrgenommen zu werden, um das Alleinseins zu betäuben oder davon abzulenken und sich damit ihrer Identität wenigstens virtuell zu vergewissern. Erregung statt Bedeutung.

Doch ohne ein Fundament scheint die immer wieder gebrauchte Stille im Alleinsein zur lähmenden Einsamkeit zu werden. Vor allem also das Dasein ohne einen Lebenspartner, als bewusste Entscheidung wie bei Matthias oder weil es sich eben so ergab wie bei Susanne.

O-Ton Susanne:

Ich möchte schon auch Ruhephasen. Und dann gibt es diesen Moment, wo man dann nach Hause kommt und dann hat man sich nichts vorgenommen, und man hat eigentlich auch nicht so Lust irgendwo anzurufen. Und dann kann schon der Moment aufkommen, wo ich denke, irgendwie schon ziemlich leise, also, solche Leerphasen.

O-Ton Dagmar:

Da wurde dann die Wohnung zum Beispiel - ich liebe meine Wohnung, die ist wunderschön -aber die wurde dann auch einfach belanglos, so unbehaust. Es war so, die verlor so diese, das Gemütliche, das Bergende.

O-Ton Matthias:

Ein Aspekt ist natürlich, ich habe die Freiheit, dass ich erstmal mehr oder weniger tun und lassen kann, was ich will. Das heißt also jetzt, das Bezogensein auf einen Anderen ist nicht da. Das ist auf alle Fälle ein Vorteil beziehungsweise, ich habe in dem Moment des Alleinseins oder des Alleinlebens natürlich nicht diesen positiven Zwang, mich jetzt ganz konkret mit einem Anderen auseinanderzusetzen, also, auszuhandeln, wie wir gerade zueinanderstehen, auch im Alltag.

O-Ton Susanne:

Ich gehe ja schon davon aus, dass meine Angst vor dem Alleinsein und diese Löcher etwas ist, was es nur bei mir gibt, weil ich nicht davon ausgehe, dass es irgendein Wesen gibt, was ganz besonders ist und alle anderen haben das nicht. Und klar, mit diesen Ängsten umzugehen es gibt keinen, der das löst, dieses Problem der Löcher, wo man denkt, Gott, wie kriege ich mich zusammen und seien es nur kurze Löcher. Diese Lehrräume, die entstehen, dass man eigentlich ganz gern jemanden hätte, dass der da ist, die lernt man dann auszufüllen. Die Erfahrung zu machen, damit kann ich allein umgehen und sei es, wenn ich den Fernseher anmache. Ich weiß, ich mache ihn auch wieder aus, und es gibt Phasen, da brauche ich das Teil überhaupt nicht.

O-Ton Dagmar:

Ich habe das letztens mal gehabt, da ging es mir auch so, dass es plötzlich so ganz tröstlich war, dass so eine Stimme im Radio war. Ich glaube, da war ich mal so ein ganzes Wochenende allein und da war das dann plötzlich total angenehm, so eine frische, fröhliche Stimme aus dem Radio zu hören.

O-Ton Susanne:

Also, es geht im Grunde genommen um das Totmachen dieses Angstgefühls. Totmachen hört sich jetzt blöd an, aber man weiß halt, man kann sich da auch reinfallen lassen, das bringt nichts. Man kann toben, man kann irgendjemand dafür verantwortlich machen.

O-Ton Dagmar:

Ich glaube, es hat dann bei mir auch tatsächlich was mit der Winterzeit zu tun. Also, Dunkelheit ist für mich immer - Dunkelheit, Kälte...

O-Ton Susanne:

Wenn das einfach durchgehend dunkel ist und die Sonnen nicht kommt...

O-Ton Dagmar:

...ist etwas, was mich auf jeden Fall, wenn ich allein bin, dann noch zusätzlich belastet.

O-Ton Susanne:

...sich dann die Wärme allein zu geben. Vielleicht hat es was damit zu tun? OK, geht man dann mit Wärmflasche ins Bett. Da wird es deutlicher, dass man Wärme sucht.

Nicht umsonst ist diese Wellness! Da geht es um Wärme, also, Sauna, da geht's um Anfassen, Massage und Licht. Das ist natürlich eine Form als Alleinwesen das zu bekommen und die andere Hoffnung ist, dass man so was vielleicht in einem Partner finden könnte. Das würde man natürlich nie so sagen, aber ein Stück weit geht es ja um Wärme und Gemeinschaft und solche Sachen schon auch. Und wenn man zu zweit ist, ist das ein scheinbar einfacheres Verfahren, Wärme zu bekommen. Was heißt Verfahren? Man kann sich umarmen! Dass das noch sich wesentlich weiter ausbreitet und dass das ein Mensch ist OK, aber ein Stückweit ist das schon auch.

Diese Unkonkretheit, wenn man sagt, man braucht die Wärme der Gemeinschaft, dann meint man ja nicht, dass man sich jetzt alle umarmt. Aber im Grunde genommen kommt das ja ursprünglich auch von dieser Wärme, weil das ist was sehr Ursprüngliches, Kindliches.

Autor:

Der Mensch ist ein soziales Wesen. Was bedeutet diese triviale Einsicht? Ohne Gemeinschaft scheint alles bedeutungslos zu werden. Arbeit, freie Zeit, Natur, Reisen, Besitz. Davon habe ich alles, was ich für mich wünsche. Doch niemand wartet auf mich, ich warte auf niemanden, keiner freut sich auf den jeweils anderen. Diese Freiheit ist zwar selbst gewählt, dennoch bin ich wie ausgestoßen, nutzlos. Keine Vorfreude auf Rituale, die nur gemeinsam Bedeutung gewinnen und mit denen wir unsere Zeit strukturieren: Seien es die kleinen Alltagsrituale, das gemeinsame Frühstück, das Anstoßen mit einem Glas Wein am Abend bei einer Kerze oder seien es die großen Jahresfeste die man zusammen vorbereitet und begeht.

Mein Wunsch nach Geborgenheit, dem Zusammensein mit anderen muss mehr sein als nur die Ablenkung von Selbstreflexionen, von Grübeleien über das Vergehen der Zeit und dem Verzweifeln an der eigenen Endlichkeit.

Ist das Beisammensein, egal bei welchen Gelegenheiten vielleicht nur ein immer erneuter Versuch, durch das Teilen von im Grunde Einsamkeiten aller seine eigene aufzuheben?

O-Ton Susanne:

Dass ist im Grunde genommen auch so eine Erkenntnis in mir reift, dass der Mensch im Grunde genommen ein Einzelwesen ist und es dann nur darauf ankommt, wie man sich einbindet in Gemeinschaften, die man findet, die man sich zusammensucht, wo man sich gegenseitig dann mit Geborgenheit, Zusammensein über dieses Alleingefühl ein Stückweit rüber hilft. Aber im Grund genommen ist man dann wieder allein. Also, es ist eine Illusion. Man ist eben allein, also, einzeln.

O-Ton Matthias:

Ich glaube an der Tatsache, dass zwei Menschen immer völlig rätselhaft Universen sind, da brauche ich nicht rühren. Das ist einfach eine Gesetzmäßigkeit, und es gilt, die vielleicht einfach zu respektieren.

Autor:

Bleibt letztlich alle Kommunikation, nur ein Versuch, aus uns herauszutreten, herauszufinden? Seien es unsere Körper, die miteinander sprechen oder unsere Stimme. Bruchstücke, Rudimente der Komplexität unserer Wahrnehmungen und Gedanken in Sprache zu fassen, um irgendwie die eigene Gestimmtheit mitzuteilen und die des Anderen in sich aufzunehmen. Allein, um miteinander zu schwingen, jenseits eines wichtigen oder unwichtigen konkreten Gesprächsinhalts. Sondern sich während des Zusammenseins vor allem zu versichern: Wir sind verbunden oder wir sind Freunde oder wir lieben uns. Wir treffen und unterhalten uns, um beieinander zu sein, um uns gleichsam im Miteinander selbst zu vergewissern. Ich sehe mich gespiegelt, in jedem ein wenig anders, nur durch sie lerne ich mich kennen, immer

wieder eine vielleicht andere, neue Facette von mir.

Leben teilen, ob zu zweit oder unter Freunden bedeutet auch, ich bin nicht allein, ich brauche keine Angst zu haben. Wir singen, tanzen und feiern zusammen, lachen und trauern gemeinsam. Anderen geht es wie mir.

Immer von Neuem diese Nahrung aufnehmen, um das Verhältnis zwischen Geborgenheit und Autonomie auszubalancieren. Denn wohl erst das Gefühl der Aufgehobenheit ermöglicht, vor dem Alleinsein keine Angst haben zu müssen, sondern es auch genießen zu können: Stille, Innehalten, als ein Modus von Selbstsein. Im partnerschaftlichen Miteinander wäre die Balance zwischen Geborgenheit und Autonomie vielleicht durch die Ausgewogenheit von Nähe und Distanz beschrieben. Doch wer zieht dabei die Grenzen? Wie werden sie ausgehandelt, und wie viel Souveränität eines jeden ist nötig, um dem anderen seine Autonomie zu gewähren?

O-Ton Matthias:

Ich glaube, dieses Alleinsein ist Voraussetzung, um überhaupt beziehungsfähig zu werden.

O-Ton Susanne:

So ein Rückhalt in sich selbst ist schon wichtig. Obwohl sich das hart anhört, also, sag mal jemandem, der irgendwie die Vorstellung von Zusammenleben hat, dem Mann seiner Träume, sag dem mal, na ja, lebe erst mal 5 Jahre allein, danach geht das viel besser, ja?

O-Ton Matthias:

Was ich nach wie vor noch verdammt schwer finde, weil die Realität, wie ich mich selber erlebe. Ja, ich würde das manchmal sogar so sagen, der Körper ist da richtig durchdrungen von oder die Zelle sind durchdrungen von dem, des Alleinseins oder des Alleinlebens.

Ich habe schon Momente erlebt, dass ich durch Begegnungen auf dem Hintergrund meines Alleinseins, das klingt vielleicht komisch, besoffen von Glück war, in dem Moment. Und das hätte ich früher nicht so wahrgenommen. Aus so einem Hintergrund, glaube ich, da hilft das Alleinsein ein bisschen. Ich finde es total attraktiv, da dran zu üben oder da drum zu ringen.

O-Ton Susanne:

Es gibt ja auch Menschen, die das innerhalb einer Beziehung leben mit Höhen und Tiefen und mit getrennten Schlafzimmern oder durch das Miteinander eben lernen.

O-Ton Dagmar:

Ja. Bei mir hat eben das Zusammensein, zumindest jetzt in einer Beziehung auch immer was mit Heimat zu tun. Teilen von Erlebnissen, von Gefühlen, Gedanken. Für mich vor allem von Aktionen, die man zusammen tut, angefangen beim zusammen sich was kochen. Ich meine, reden kann ich ja mir Leuten ziemlich schnell, da muss ich nur jemanden anrufen, aber ich finde es so auf lange Sicht immer wichtiger, so

den Alltag zusammen zu teilen, den Morgen, den Abend, also, so die Sachen, die halt jeden Tag stattfinden, zusammen zu machen. Und die Mahlzeiten, ist natürlich auch toll. Beim Essen merke ich es immer ziemlich schnell, wie verwaorlost das wird, wenn ich das nur alleine durchführe. Es hat gleich eine ganz andere Form, wenn ich das zu zweit mache. Für mich ist das gesamte Lebensgefühl anders, wenn ich weiß, ich bin in einer Beziehung. Und dann spielt es tatsächlich überhaupt keine Rolle, ob wir im Moment zusammen sind oder nicht. Da bin ich sogar, glaube ich, ein Extrem, ich brauche dann überhaupt keine Kommunikation. Allein das Wissen, dass ich in einer Beziehung, bin reicht mir schon, um mich ganz anders zu fühlen und um ich wohl zu fühlen. Ja, es ist halt eine Heimat, die da ist.

Autor:

Heimat als ein Gefühl von Geborgenheit verstehen. Was bedeutet das für mich? Orte, die mit gemeinsamen Erlebnissen verknüpft sind, meine Kindheit, die Eltern, mein eigenes Familienleben. Doch das sind nur Heimaten in der Vergangenheit, aufbewahrt in meinen Erinnerungen. Mein Holzhaus, in dem ich nun wieder vor dem Kamin sitze? Eigentlich ein schöner Ort, doch jenseits von Gemütlichkeit und umgebender Natur eher bedeutungslos, da mit ihm so gut wie kein soziales Miteinander verbunden ist, weder früher noch jetzt gerade. Nicht dass man in einem Dorf, keinen Anschluss finden könnte. Doch als ewig zugezogen bleibender Großstadtmensch ist es schwierig, aufgenommen zu werden. Auch weil die Gemeinschaft eines Dorfes viel intensiver, aber gleichsam auch hermetischer sein kann als das Verhältnis zwischen den Nachbarn eines großen Mietshauses in der Stadt, mit denen man anonym Tür an Tür wohnt.

Ich werde mein Einsiedlerdasein in diesem Ort beenden. Ich empfinde es nicht als ein Scheitern, sondern als eine fast bis zum Äußerten gemachte Erfahrung. Und ich bin erleichtert darüber, diesen Schritt nun zuversichtlich einzuschlagen.

"Lebe erst mal 5 Jahre allein, dann geht es viel besser mit der Zweisamkeit", sagte Susanne. Bei mir waren es nur zwei Jahre, die dafür aber um so intensiver. Mal sehen, ob es stimmt, was sie sagte. Und dabei vergegenwärtige ich mir ihre letzten Worte:

O-Ton Susanne:

Also, das ist bei mir nicht so, dass ich beschlossen habe, dass es für mich keinen Partner gibt. Ich bin auf der Suche nach jemandem, nur nicht genau wissend wie und wo das eigentlich lang führt und dann manchmal auch ein bisschen unruhig oder traurig darüber, aber dass ich jetzt beschlossen hätte, nee, also ich will keinen, das ist mir zu anstrengend, solche Phasen hatte ich auch, ja. Da sind so viele Verletzungen mit drin, also, das ist so nicht.

Ich treffe ja auf einen Menschen, der hat auch eine Wohnung, ein Umfeld, Vorstellungen und was man dann gemeinsam macht und hat. Und ob man dann irgendwann beschließt, dann doch eine Wohnung haben zu wollen? Aber das sind irgendwie nicht die nächsten Schritte. Die nächsten Schritte sind einfach, ja, jemanden kennen lernen und dann schauen. Ich bin da eher unsicher, wie ich den finde? Auf der anderen Seite habe ich auch immer mal wieder jemanden gefunden.

Insofern, warum sollte es nicht noch mal wieder passieren?